

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bestimmung und Entscheidung

Tages-Spruch. Von Otto Smelin.

Du pflückst die Frucht aus deiner Ahnen Saaten;
Aus ihren Wünschen ward dein Heut.
Für ferne Enkel rührst du deinen Spaten;
In deiner Brust wird ihr Geschick betreut.

Otto Smelin Bestimmung und Entscheidung.

Bemerkungen zu meinem Leben und meiner Dichtung.

Ich will gestehen, daß es mir nicht leicht fällt, über mich selbst zu schreiben. Sehr vieles in meinem Leben erscheint mir allzujünglich und unvollkommen, als daß ich, wenn ich mich nicht selbst befrüge, davon zu anderen sprechen könnte, zumal zu fremden Lesern. Ich kann nur hinweisen auf mein dichterisches Werk, das mich enthält, mein Leben, Denken und Fühlen. Wer es aufmerksam liest, der wird alles darin finden, was einem fremden Menschen von Bedeutung sein kann. Ein paar Lebensdaten bedeuten nichts. Mein Leben enthält, wenigstens von außen gesehen, nichts Besonderes, und es unterscheidet sich nicht von dem von vielen Millionen meiner Mitmenschen. Viele Dichter haben ein bewegtes, abenteuerliches Schicksal. Ich kann damit nicht dienen.

Ich bin 1886 in bürgerlichem Hause in Karlsruhe geboren; meine Eltern verloren ihr Vermögen, während ich heranwuchs, und ich mußte mich bald selbst durchschlagen. Ich studierte Mathematik und Naturwissenschaften und wurde Lehrer an Höheren Schulen in verschiedenen Orten Badens und Preußens. Ich war zwei Jahre in Mexiko und habe in Europa viele und große Reisen gemacht. Ich bin viel krank gewesen und bin es noch immer oft. Ich bin verheiratet, habe ein Töchterchen und lebe in einem kleinen, nicht eigenen Häuschen mit großem Garten in einer kleinen Industriestadt.

Mein erster Roman erschien, als ich fast vierzig Jahre alt war. Ich habe also sehr lange gebraucht, um etwas dichterisch Reifes zustande zu bringen. Die Langsamkeit ist ein Erbteil meines väterlichen Blutes, denn die Familie Smelin hat seit vielen Generationen den Wahlspruch: Eile mit Weile. Ehe ich mit Ernst begann, etwas Größeres zu schreiben, habe ich mich sehr viel mit dem Leben herumgeschlagen müssen, da ich ohne Mittel war und da mir überhaupt vieles schwer fiel, was anderen selbstverständlich erscheint, und da mich meine schwankende Gesundheit oft hinderte. Ich hatte seit meinen Kindertagen eine starke Hingezogenheit zur Natur; sie erschöpfte sich nicht in schwärmerischen und poetischen Empfindungen, ich wollte die Natur auch verstehen und ihre Gesetze kennen lernen. Meine Liebe zur Natur und mein Eifer, die Natur wissenschaftlich zu erforschen, sind Erbgut meiner Vorfahren von Vaterseite; denn mein Urgroßvater war ein bedeutender Chemiker, und auch seine Väter waren gelehrte Mediziner und Botaniker an Universitäten und sein Urgroßvater Apotheker. Vor diesem waren die Ahnen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts mit einer Ausnahme Pfarrer und Superintendenten und Lehrer. Sie waren alle aus Schwaben, und auch ihre Frauen holten sie sich aus diesem Land. Ich habe von ihnen wohl das schwere Blut der Alemannen, das nichts leicht nimmt und immer etwas schwarz in die Zu-

kunst sieht, aber auch die Fähigkeit nicht abzulassen und die Gründlichkeit, die manchmal in Pedanterie ausartet. Ich habe von ihnen auch den Sinn, ich kann fast sagen die Leidenschaft für klares und strenges Denken und die starke Abneigung gegen alles Frasenhafte und Verschwommene. Ich lese, wenn ich müde bin, lieber ein mathematisches oder philosophisches Buch als die Zeitung. Deshalb habe ich auch Mathematik und Physik studiert. Es gehört auch heute noch zu meinen reinsten und unzerstörbaren Freuden, die Fortschritte der neuesten Physik zu verfolgen, die neuen Lehren von Raum und Zeit, die sogenannte Relativitätstheorie — die richtiger die Absolutitätstheorie heißen müßte — die Quantenmechanik und die neuen Anschauungen von Materienwelten. Ich glaube, daß das Weltgebäude der modernen Physik die großartigste und erhabenste Dichtung unserer Zeit ist, vielleicht ihr wirklicher Mythos.

Dies ist kein Materialismus, im Gegenteil, ich liebe dieses Weltbild, weil es in seiner Strenge und Klarheit gerade das Wunderbare und Unbegreifliche des Weltbaus zeigt. Da fanat schon das an, was ich Religion nenne, dies Gefühl, vor etwas zu stehen, das ganz unfassbar großartig für den Menschen bleibt. Die Wissenschaft war mir nicht eine intellektuelle Spielerei und auch kein Mittel zum Zweck, sondern nur ein Teil der umfassenderen Bemühung, Gott und die Welt und das Leben immer tiefer in mir zu erfahren. Dieses Suchen-müssen war und ist eine Verpflichtung, die in mir ist. Sie galt auch für das Leben selbst, für viele kleine und große Entscheidungen und Verhaltensweisen. Ich glaube, daß auch davon etwas von meinen Ahnen kommt, denn außer in der Familie meines Vaters sind auch in zwei verschiedenen Zweigen des Stammbaums meiner Mutter nachweislich mehrmals Theologen meine unmittelbaren Vorfahren. Vermutlich haben sie ihren Beruf aus derselben Verpflichtung gewählt.

Meine Dichtung ist auch unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Ich habe im *Dschinghis Khan* am Bild des mongolischen Eroberers jenes Weltgefühl darzustellen versucht, das noch keine Grenze anerkennen will und daher ständig Welt in sich aufnehmen, erobern muß, in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit und Größe. Erst als dem Weltbeherrscher sein Lieblingssohn entleitet und zugrunde geht, reißt er zur letzten Größe und erlebt die Demut. Mein Friedrich II. im „*Angesicht des Kaisers*“ ist der Mensch, der sich im Auftrage Gottes auf Erden fühlt. Im „*Neuen Reich*“ ist der Wirrwarr, der Kampf

und die Sehnsucht nach einer besseren Welt, wie wir sie heute erleben, in historischem Gewande, doch bewußt mit Beziehung auf unsere Zeit gegeben. Im „*Mädchen von Zacatlan*“ ist das Süße und unüberwindlich Tragische aller Liebe zwischen Mann und Frau dargestellt, zugleich der dunkle Hintergrund alles irdischen Glückes. Im „*Sommer mit Cordelia*“ ist der Kampf und die Lage eines Mannes meiner Generation geschildert, der zwischen der alten und der werdenden Zeit steht und nur durch Selbstüberwindung aus Reife die Jugend bejahet. Ich kann in einem Buch immer nur ein einzelnes aus mir herausstellen, nie das ganze Leben. Aber es kommt darauf an, daß das Herausgestellte ein Ganzes ist, d. h. daß es „schön“ ist. Wirkliche Schönheit kann man nicht machen, nur in dem Maß, in dem man sie innerlich leben lernt, kann man sie aus sich herausstellen.

Die Dichtung und die Wissenschaft allein sind aber noch nicht das Leben, das sind nur Teilbetätigungen. Es gehört noch dazu der Alltag, alle kleinen Pflichten und Freuden, Hemmnisse und Erfolge, alle kleinen und großen Entscheidungen, alles, was es für jeden alle Tage gibt. Ich meine auch, daß nichts ohne Bedeutung ist und daß es immer nur an einem selbst liegt, wenn man nicht in allem die Tiefe spürt. Das Leben erscheint mir immer wieder fragwürdig und fremd, unbegreiflich und schön; ich weiß nicht, was es soll, ich weiß nur, daß ich etwas soll.

Ich liebe die Weite der Landschaft, obwohl ich wie die meisten meiner Vorfahren nicht weit von oder zwischen Bergen aufgewachsen bin. Ich liebe die Helle südlicher Meere fast ebenso wie die weiten Kornfelder meiner deutschen Heimat. In meinem Vaterlande liebe ich auf besondere Weise die Landschaft um den Bodensee. Ich weiß nicht warum, aber oft ist mir, als habe ich sie schon einmal in einem früheren Leben geschaut.

Ich glaube, daß ich in sehr vieler Weise von meinen Vorfahren und durch die Landschaft bestimmt bin, aber ich glaube, daß darüber hinaus auch in mir eine Freiheit ist, die mich Entscheidungen aus eigener Wahl treffen läßt. Ich glaube auch den anderen und meinem Volke am besten zu dienen, wenn ich mich mit Strenge an mein Gewissen und seine Befehle halte.

Wie die kleinsten Dinge und die kleinsten Handlungen Tiefe haben können, das habe ich in meinem Buche „*Sommer mit Cordelia*“ darstellen wollen.

Wenn ich mich frage, was mir am meisten am

Herzen liegt, und wohin ich mit dem ernstesten Willen strebe, so ist es eine ganz bestimmte Lebenshaltung, von der meine wissenschaftlichen und dichterischen Bemühungen nur ein Teil sind, nur Ausdrucksformen: Ich möchte streben — ich möchte nicht, ich muß — zu dem Ziele des vollkommenen Einklangs meiner Person mit der Welt, meiner Seele mit dem Leib, meines Geistes mit der Seele, meines Ichs mit dem Schicksal. Ich weiß, daß ich, da ich nun einmal ein Mensch bin, dies niemals erreiche, aber ich weiß auch, daß ich es jetzt mehr bin als vor zwanzig Jahren, und daß ich es noch mehr sein kann, als ich es jetzt bin. Ich meine mit diesem Einklang nicht, daß es dann keinen Zwiespalt in mir gäbe, aber daß ich immer wieder bald die Kraft finde, den Zwiespalt wesenlos zu machen

und die Entscheidung herzustellen. Ich meine mit diesem Einklang auch nicht, daß ich meinem äußeren Schicksal gegenüber unberührt bliebe, denn dann wäre das Leben in mir erloschen, sondern daß ich die Kraft hätte, jedem Schicksal gewachsen zu sein und es zu einem inneren Sinn zu gestalten und zu schauen. Ich glaube zwar, daß ich dies nicht von mir alleine aus kann, denn dazu gehört Gnade, die ich weder zu erbetteln noch zu erzwingen vermag. Aber ich glaube, daß ich jedenfalls von mir aus alles dazu tun muß. Je mehr es mir gelänge, umso tiefer und voller würde ohne mein besonderes Zutun dann auch meine Dichtung werden müssen, um so mehr würde sie mich selbst erheben und auch anderen und besonders meinem Volke etwas sein können.

Konradins Tod. Von Otto Gmelin.

Indem ich dies schreibe, ich, am Schreibtisch sitzend, von Büchern umlagert, die von dir und deinen Zeilen berichten, von dir und deinen Ahnen, indem ich dies schreibe, muß ich innehalten, muß mich fragen: Warum schreibe ich denn von dir? Warum träume ich von dir? Was um alles in der Welt, Konradin, hast du hier zu suchen, hier in dieser Zeit und bei uns in unserem Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts, im Deutschland der Maschine, des Funks, des Kraftfahrzeugs? Es gibt keine Ritter mehr, und es fällt weiß Gott keinem ein, sich ein Schwert anzuhängen und nach Italien zu reiten. Wir haben keinen Kaiser, und wir kämpfen nicht um Sizilien. Was also willst du denn hier bei mir in unserer Wirklichkeit, die so ganz und gar verschieden ist von deiner Wirklichkeit? Da stocke ich schon wieder, denn was ist das: „Deine Wirklichkeit?“ Was finde ich in den Büchern von dir? So wenig, so blutwenig. „Famosus et magnus persona valde — berühmt und groß von Gestalt“, sagen sie, „nobilem et pulcherrimum — edel und sehr schön“, „egregius adolescens — ein ausgezeichnete Jüngling“, sollst du gewesen sein. Namen und Daten und viele Nebensächlichkeiten von deinem Leben finde ich in den Büchern. Aber von dir selber? Es steht nichts darin von dir selber. Wie kann ich etwas von dir wissen? Wenn du jetzt zusiehst oder meine Gedanken belauschst, du, Konradin von Schwaben, du Frühvergangener, du Freund der schwärmerischen Jünglinge und Heldenträumer, wirst du nicht ein wenig lächeln? Ich sehe deinen Blick, Blick eines Knaben, Blick

voller Kühle und Wirklichkeit, Blick so voll heiligen Ernstes, daß es uns schwer ist, ihn nur zu denken. Kannst du uns ahnen oder wir dich? Nein, du überaus Wirklicher, ich weiß nichts von dir, nichts als ein paar Tatsachen deines äußeren Lebens, Zahlen, Orte, Namen. Nichts als ebendiesen Hufschlag, der in deinem Blute war. Davon steht nichts in den Büchern. Aber ich weiß ihn, weil ich dich reiten sah. Wer du auch warst, du Unbekannter, längst Versunkener, wer du auch warst, ich schaue dich nach meinem Gesetz, schaffe dich nach meinem Glauben, schaffe dich aus meinem Blut und aus dem Hufschlag, der in meinem Herzen hämmert. Ich Einsamer, zwischen elektrischen Strömen und Wellen, surrenden Maschinen und Asphalt, ich Einsamer greife hinein in dein fernes Leben und hebe es heraus, ob ich will oder nicht, ich muß es, denn ich habe dich reiten sehen, in den Morgen hinein, Bild meiner Sehnsucht, Traum meines Bluts. Denn, mögen uns auch Motorräder knatternd fragen, statt deiner prustenden Rosse, mögen wir auch an Schreibmaschinen klappern oder an Automaten stehen, mögen auch Flugzeuge über uns surren, mögen wir auch keine Könige sein und keine Königreiche erobern, dies alles sind nur die Zufälligkeiten, die uns umgeben. Darin aber gleichen wir dir, daß wir auf dem Weg sind, darin, daß wir bereit sind, darin, daß wir immer von neuem das Leben zu fassen suchen und es sich uns immer von neuem entwindet. Du bist uns mehr als dieses eine nur, von dem wir nichts wissen können, bist uns Bild unserer eigenen Sehnsucht, die sich nimmer genügt, die den Hufschlag im Blut hat,